

(Nachdruck verboten.)

25)

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Sie versuchte es zunächst durch Liebenswürdigkeit, aber die stand ihr schlecht zu Gesicht und war auf die Dauer trotz guter Vorsätze nicht durchzuführen. Denn selten gab es einen Schwiegerjohn, der Achtung, Respekt und Liebe so außer acht setzte. Eine Hochzeitsreise machte er überhaupt nicht, weil das zu theuer sei, und benutzte diese sonst geheiligte Zeit dazu, die Geheimrätthin in schwärzester Weise zu verunglimpfen. Wie dieser Delfabrikant es zum Vientenant der Reserve hatte bringen können, muß stets ein Räthsel bleiben, aber er legte gerade darauf ein seinem Stande lächerlich widersprechenden Werth und hatte Hedwig vielleicht in erster Linie deshalb lieb gewonnen, weil sie eine nahe Verwandte des Generals v. Böt war. Ganz grenzenlos war sein Jörn, als er nach der Hochzeit erfuhr, daß die Geheimrätthin und der General für einander nicht existirten und daß überhaupt die ganze vornehme Verwandtschaft mit der alten Dame auf dem Kriegsfuße lebe. Ein Glück, daß er in seine junge Frau wirklich leidlich verliebt war und seinen Jörn diese nicht entgelten ließ. Natürlich war die Geheimrätthin der Rolle eines Blüthleiters bald müde und beanspruchte nicht nur eine ehrenvolle Behandlung, sondern auch einen Antheil an dem finanziellen Glanze ihres Schwiegerjohns, an dem Opernabonnement, den Spazierfahrten im Thiergarten und der geplanten Sommerfrische im Riesengebirge. Der Delfabrikant jagte nicht ja und nicht nein, das praktische Resultat war aber regelmäßig ein negatives, und da nicht einmal zu den Dinern für die Schwiegermutter eine Einladung erfolgte, so bemächtigte sich dieser ein rasender Jörn.

In Hedwig fand sie keine hervorragende Verbündete. Die blühte in dem Wohlleben prächtig auf und hatte das Geschick, sich vornehm und reizend zu kleiden, das den Delfabrikanten entzückte und die Geheimrätthin nicht ganz neidlos ließ. Denn nun, da diese einsam geworden war und für niemand mehr zu sorgen hatte, erwachte in ihr eine alberne Eitelkeit, und wenn ein würdiger Herr sich um ihre fünfundsünfzigjährige Schönheit beworben hätte, würde er keinen Korb erhalten haben. Das war natürlich unmöglich und undenkbar, wenn sie in den unmodernsten und abgetragenen Kleidern sich präsentirte, und so lange jede Gesellschaft ihr verschlossen war. Aber jeder Appell an die Gutmüthigkeit des Delfabrikanten, dem schon die Unkosten ihrer Wohnung und eines mäßigen Lebensunterhalts zu viel waren, verhallte wirkungslos!

Bisweilen überkam sie jetzt eine leise egoistische Sehnsucht nach Klara, die immer das gutmüthigste, wenn auch einfältigste ihrer Kinder gewesen war. Wenn die zu Glück und Reichthum gelangt wäre, so würde ihre Mutter goldene Tage gehabt haben, und hätte die klassische Bildung der Geheimrätthin sich auf eine mehr als oberflächliche Kenntniß Shakespeares erstreckt, so würde sie das Gleichniß Lear-Cordelia sicher auf ihr verlassenes Alter angewendet haben. Wirklich verreisten der Delfabrikant und Hedwig im Juni nach Schreiberhau im Riesengebirge, ohne die Geheimrätthin mitzunehmen, da aber Hedwig die in der That arge Verlassenheit ihrer Mutter doch leid that, so kaufte sie ihr aus eigenen Mitteln für sechs Mark eine Abonnementskarte für den Ausstellungspark, der von da an die Geheimrätthin zu seinen täglichen Besuchern zählte. Sie hielt sich von vier bis abends bei dem Konzert auf, ohne etwas zu verzehren, die übrige Zeit verwendete sie aus Langeweile zum Durchwandern der Bildersäle, so daß sie nach einiger Zeit sämtliche Gemälde kannte. Sie prägte sich deren Standort so genau ein, daß sie zum Beispiel im Staube war, bei dem Gedanken an irgend ein Bild mit fabelhafter Geschwindigkeit durch fünf, sechs Säle zu eilen und nach Verlauf etwa einer Minute das Bild zu finden. Dieses etwas kindliche Vergnügen wurde ihr Sport, und viele Leute wunderten sich, die alte Dame zu verschiedenen Malen an sich vorbeischießen zu sehen.

Später machte sie die Bekanntschaft einer anderen alten Dame, die täglich bei den Konzerten das Dreher'sche Restaurant durch Festhalten eines der Stühle schädigte. Sie war eine

Majoritätswitwe aus Pommern und trug stets die Militärrangliste bei sich. Trotzdem ihr Mann schon lange todt war und sie keinerlei Verdienste in der Armeekorps hatte, sprach sie eigentlich nur von militärischen Angelegenheiten, bekämpfte der Geheimrätthin gegenüber die Bedeutung des Beamtenstandes und war ihr — erstaunlich zu sagen! — an Beredsamkeit so überlegen, daß die Geheimrätthin beständig besiegt wurde und allmählig vollständig zur Sklavin der Majorin herabsank. Sie frei machen von ihrer Außerin konnte sie nicht, denn die Majorin erschien pünktlich und nahm sie sofort in Beschlag. Und schließlich war sie auch herzensfroh, überhaupt jemand zur Unterhaltung zu haben. So lernte sie in diesem Sommer nicht nur die modernen Bilder kennen, sondern wurde auch in allen militärischen Dingen bewandert, kannte die Namen der kommandirenden Generale und träumte nachts, wenn der Alp sie drückte, von der Konstruktion des Maschinengewehrs.

Einsmal kam Klaus in den Ausstellungspark und bezahlte für die beiden Damen Eis, ein Ereigniß, das alle Kellner des Restaurants in Stannen versetzte. Natürlich kam die Rede auf seine Vientenantszeit und auf den milde verschleierte Grund seines Abschieds. Die Majorin witzelte aber sofort den richtigen Sachverhalt und ereiferte sich in höchst unangenehmer Weise gegen die Geldheirathen der Offiziere. Klaus vertheidigte sich und gerieth dabei dermaßen mit der Majorin in Streit, daß er schließlich aussprang und ohne Abschied davon ging. Nachher nahm die erbitterte Geheimrätthin ihres Sohnes Partei, wurde aber von der spartanischen Majorin so zugedeckt, daß sie in einer Mischung von Wuth, Verzweiflung und Mangel an Gegengründen bereits um sechs Uhr aufbrach. Drei Tage erschien sie nicht in der Ausstellung, am vierten hielt sie es nicht länger aus und kam mit dem Vorsatz, der andern durch eisiges Schweigen zu imponiren. Die Majorin hingegen nahm den abgerissenen Faden sogleich wieder auf, und erst nach Verlauf etwa einer Woche war das Thema Klaus und Geldheirathen erschöpfend dargelegt. Die Geheimrätthin magerte in dieser Zeit vor Kummer und Aerger ab, alle Versuche aber, der Sklaverei der Majorin sich zu entziehen, waren vergebens.

Wieder einmal, an einem Sonntage, erschienen Richard Kreiser und Frau in der Ausstellung, er hochvornehm, Klara leidlich hübsch gekleidet. In ihrer Begleitung befand sich Frau Ohnesorge, und natürlich that die Geheimrätthin, als bemerke sie Klara gar nicht. Die Majorin aber, die alle Vorbeipromenirenden durchhechelte, studirte das Trio genau und ersuchte ihre Freundin, sich die drei einmal näher anzusehen. Für wen etwa sie diese Leute halte? Die Geheimrätthin saß bei diesem Gespräche wie auf Kohlen, und keine Ohrfeige, die sie in ihrem wahrhaftig mählsamen Leben erhalten hatte, war ärger als die, welche mit folgendem Aussprüche der Majorin appliziert wurde: „Dieser fein gekleidete Mensch ist ein Kellner, darauf wette ich, nun möchte ich nur wissen, wie der zu der Frau kommt. Manches im Leben begreift man nicht.“

Die Musik setzte ein, die drei hatten in ziemlicher Entfernung Platz genommen, nun konnte die unglückliche Geheimrätthin in Ruhe über den Ausspruch ihrer Begleiterin nachdenken.

„Kellner!“

Also jeder Mensch sah das, nur sie hatte sich blenden und täuschen lassen! Ihr hohes Selbstvertrauen wurde in dieser Stunde auf ein Minimum reduziert, und von nun an ging es mit ihr entschieden bergab. Sie beendete alle Kämpfe mit Klaus' Frau und dem Delfabrikanten und wurde so bescheiden, demüthig und wehmüthig, daß Hedwig nach ihrer Rückkehr aus dem Riesengebirge die Mama kaum wieder erkannte. Jeder Mensch hatte diese arme Frau besiegt: erst Eva, die ihr auf den kunstvoll ersonnenen Brief eine so schreckliche Antwort gab, dann die v. Böck, weiter dieser elende heuchlerische Kellner, dann Klaus' Frau, ferner der Delfabrikant und nun schließlich diese verhasste fürchterliche Majorin. Eine solche Folge von Niederlagen mußte auch den stolze Sinn demüthigen, und seit sie dasheim keine Klara mehr hatte, an der die Autorität sich beständig üben konnte, mußte ihre Angriffskraft sich ohnehin schwächen. Nichts ist leichter, als Untergebene zu schelten; kommt der betreffende aber in die Lage, wo er niemand mehr zum

Ausstoben seines Jornes hat, so fehlt ihm auf einmal eine der angenehmsten Daseinsgewohnheiten. Er fängt dann gewöhnlich an, auf Gleichgestellte loszupassen, bekommt aber gottlob derartige Prügel, daß er nach einiger Zeit ganz zahm und verschüchtert wird. Möchte dieser segensreiche Fall öfter eintreten.

Als Klara später mit ihrem Manne und Frau Ohnesorge wieder vorbeikam, schaute die Geheimrätthin sich verstoßen nach ihr um, und — Ehre wem Ehre gebührt! — sie war durch Klara's Aussehen einigermaßen ergriffen. So blaß, so müde. Die Ohnesorge, eine für die Geheimrätthin auf den ersten Blick gleich unangenehme Person, legte Klara ihren dicken wollenen gemeinen Shawl um, denn die junge Frau schien zu frösteln. Dann verloren sich die drei im Gewühl und waren wohl nach Hause gegangen.

An diesem Abend erwog die Geheimrätthin, ob sie nicht doch einmal Klara auffuchen oder sie zu sich einladen solle. Als sie aber in ihrem warmen gemüthlichen Zimmer saß, trat die gute Absicht wieder in den Hintergrund, und der Umstand, daß diese Majorin in Klara's Mann sofort den Kellner erkannt hatte, raubte ihr stundenlang den Schlaf. Nein, die Kellnerfamilie existirte für sie nicht, und „es giebt Dinge, über die man nicht hinweg kommt.“ Dieser Spruch hielt sie in ihrem Widerstande gegen sentimentale Anwandlungen aufrecht. (Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung der Künstlerinnen.

In den Räumen der Akademie Unter den Linden ist der Böcklin-Ausstellung eine Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen gefolgt. Sie trägt diesmal ein wesentlich anderes Gepräge, als die vorige Ausstellung desselben Vereins, die vor zwei Jahren veranstaltet wurde. Die Zahl der Künstlerinnen, die modernen Tendenzen huldigen, hat beträchtlich zugenommen. Freilich nehmen die altbekannten, ständig wiederholten Lieblinge des Publikums: die sinnenden Mädchen und die ehrwürdigen Herren mit den langen Bärten, die herzigen Buben und Mädel, die reizenden Kästchen und Hündchen, und vor allem die schönen Blumen noch immer viel zu viel Platz fort. Aber sie sind wenigstens in die hinteren Säle zurückgedrängt, und man könnte sehr schnell an ihnen vorbeikommen, wenn die Sache nicht auch eine sehr ernste Seite hätte.

Die Zahl der malenden Frauen ist verhältnißmäßig sehr groß und sie wächst noch mit jedem Tage. Im allgemeinen ist aber ihre Wirksamkeit für die Entwicklung der Kunst sehr gefährlich. Sie liefern die gangbarste Verkaufsware. Gerade bei ihnen findet sich am öftesten jene Kunstanschauung, die in dem Worte „süß“ ihren prägnantesten Ausdruck gefunden hat. Der Begriff des „Schönen“, den sie kultiviren, umfaßt das Leichtverständliche, das auf den ersten Blick wohlgefällt und keinerlei geistige Anspannung erfordert. Es ist die Kunst für den wohlhabenden Bürger, der, oft in bester Absicht, die Verpflichtung fühlt, als Mäcen etwas für die Kunst zu thun. Er ist von den Veruschdingen zu sehr erfüllt, als daß er sich wirklich in ernste Kunst hineinleben könnte, und er nimmt, was seinem Geschmack am besten liegt. So schließt sich ein verhängnißvoller Zirkel. Weil diese Malerinnen meist aus bürgerlichen Verhältnissen heraus zur Malerei gekommen sind — sie sehen in ihr die ausständigste Form des Broterwerbs — bringen sie die Neigung für diese Art Kunst schon mit und lernen nur sie ansäßen. Ihre niedlichen Sachen befriedigen dann, da sie am besten angepaßt sind, das Kunstbedürfnis der breiten Schicht der Käufer vollständig und führen ihm neue Nahrung zu. Das Mitleid dieser Käufer ist nicht genügend geschult, um die oft ungeheuerliche Unwahrheit derartiger Bilder und die Unvollkommenheit ihrer Technik zu sehen. So wird der ringenden Kunst der Markt verschlossen. Und da sie einem solchen Begriffe der Schönheit nichts zu bieten vermag, wird ihr Abtrümmigkeit von den „Idealen“ der Kunst vorgeworfen, und das Schicksal der Künstler, die um einer solchen Kunst willen leiden, als ein verdientes empfunden. Natürlich giebt es auch Maler genug, die dem Geschmack der Masse der Käufer entgegenkommen; aber ihnen gegenüber haben die Malerinnen einen traurigen Vorzug, durch den sie ihre männlichen Konkurrenten schlagen: sie sind bedeutend billiger.

Man sieht in letzter Zeit große Hoffnungen auf eine Wandlung in den Liebhabereien der Dilettanten. Nachdem die Malerei unter allen heutigen Künsten bisher die glänzendste Entwicklung genommen, steht sie jetzt auch im Begriffe, die Musik in ihrer Rolle als Liebhaberkunst abzulösen. Heute lernt die höhere Tochter auch malen. Wenn man aber davon eine Besserung des Geschmacks der Käufer erwartet, so giebt man sich wohl einer Illusion hin. Die höheren Töchter, die später vielleicht einmal Käuferinnen sind, werden sich wahrscheinlich ebenso im Kreise jener „süßen“ Bildchen bewegen wie die überwiegende Masse der Malerinnen — es sei denn, daß sie eine gute Anleitung von erfahrenen Kunstlern genießen. Das Beispiel eines Dilettantenvereins in Hamburg, der unter der Leitung des Direktors der „Kunsthalle“, Alfred Lichtwardt, äußerst günstige Resultate erzielt

hat, zeigt, daß auf diesem Wege eine Schulung des Geschmacks wohl zu erreichen ist.

Es hat den Anschein, als ob der Verein der Künstlerinnen es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, das Niveau der Malerinnen gerade in dieser Richtung zu heben und in seinen Mitgliedern eine ernste Auffassung von ihrem Beruf zu wecken. Unter den Ausstellerinnen befindet sich eine ganze Anzahl von solchen, die auch in den allgemeinen Kunstausstellungen durch bedeutende Werke längst bekannt geworden sind. Sehr erfreulich ist es, daß man dieses Mal auch Werth darauf gelegt hat, die Räume mit großer Sorgfalt zu dekoriren. Die Künstlerinnen haben sich die Anregungen, die besonders von der Dresdener Kunstausstellung des vorigen Jahres ausgingen, wohl zu nütze gemacht und den höchst ungünstigen Sälen ein angenehmeres Aussehen verliehen. Blumen und Blattgewächse begrüßen den Eintretenden im Treppenhof. Die Säle sind in einem einfachen graublauen Ton gehalten. Ein besonders schönes kleines Cabinet hat Marie Kirchner eingerichtet. Die Wände sind mit einem freundlichen goldgelben Stoff bekleidet; nur unten zieht sich ein mattgrüner Fries entlang, auf dem in dunkleren Tönen Lilien aufgemalt sind, während die großen weißen Blüthen bereits auf der gelben Fläche aufgestickt sind. Unter der Decke zieht sich ein schmaler plastischer Fries entlang, und die helle Decke selbst ist mit matt-grünem Bandwerk geschmückt. In dieser Ausstattung wirkt das kleine Zimmer so licht und freundlich, daß man den dunkleren Raum kaum wiedererkennt. Vielleicht weist dies darauf hin, daß gerade das Gebiet der dekorativen Kunst für die künstlerische Betätigung der Frauen besonders geeignet ist. Die Entwürfe für Tapeten von Maria v. Brocken sind freilich keine Bestätigung dafür, denn diese machen einen geradezu hilflosen Eindruck. Sie sind zwar einfach in den Farben, aber die Stillirung der Blattornamente ist äußerst willkürlich, und von einer eigentlichen Komposition ist überhaupt nichts zu erkennen. Hier stößt ein Blatt fast gegen ein anderes, dort bleibt die Fläche für die Empfindung leer. Eine Tapete mit diesen Mustern würde an der Wand einen verwirrenden Eindruck machen.

Schon bei einem flüchtigen Rundgange fällt es auf, wie sehr fast alle modernen Malerinnen nach berühmten Mustern gearbeitet haben. In den letzten zwei Jahren sind die Künstlerinnen sehr vielseitig geworden. Es giebt kaum eine neue Richtung in der Malerei, die nicht auch bei ihnen eine Vertreterin gefunden hätte. Das geht aber so weit, daß manche der Künstlerinnen auch den durchaus eigenartigen, sofort zu erkennenden Stil eines Malers einfach übernommen haben. Man sieht zum Beispiel eine Winterlandschaft in einem stark blauen Ton gemalt. Man denkt sofort an Paul Baum aus Dresden. Es ist aber, wie der Katalog ausweist, Bertha Schrader aus Dresden, die das Bild gemalt hat. In einer Hinsicht ist diese Abhängigkeit von den gegenwärtigen Strömungen der Malerei besonders bemerkenswerth. Nachdem die naturalistische Malerei sich in ihrer ersten Zeit nicht genug thun konnte, großes Sonnenlicht zu malen, ist man heute der allzulebenden Wirkungen müde geworden. Man zieht die Naturstimmungen vor, die in zarten, weichen Farben ausklingen. Das ist auch das charakteristische Merkmal dieser Ausstellung der Künstlerinnen. Gerade die Tüchtigsten haben eine solche oft übergroße Zartheit der Farben. Der „aufgehende Mond“ und die „untergehende Sonne“ lehren in den Landschaften fortwährend wieder.

Auch dadurch hat sich der Verein der Künstlerinnen ein großes Verdienst erworben, daß er einige hervorragende ausländische Malerinnen zur Theilnehmung eingeladen hat. Ihre Bilder beweisen, daß im Ausland auch die Malerinnen in der Technik wie in der Kultur des Geschmacks noch immer weit höher als die deutschen Malerinnen stehen.

Eine Erinnerung an Marie Bashkirtseff, die bekannte Schülerin von Bastien-Lepage, bietet ein Bild von ihr aus dem Jahre 1883. Ein derbes kleines Mädchen, das fröhlich in seinem großen schwarzen Tuche unter einem mächtigen schwarzen Regenschirm steht. Es ist etwas hart in der Farbe, aber kräftig gemalt. In bestem „Freisch“ strahlen zwei Landschaften von Juliette Wytsmanu (Brüssel). Im Vordergrund stehen hohe üppige Blumen, dahinter sieht man ein Feld, das von Weiden umsäumt wird. Auf dem anderen Bilde treffen letzte Sonnenstrahlen in einen stillen Gartenwinkel, der von einer Hauswand, von Sträuchern und Blumen eingeschlossen ist. Die graugrünen Töne der Blätter gehen mit den rothgrünen Blumen zu einer feinen Harmonie zusammen. Reich und außerordentlich lebendig legt sich die flimmernde Luft über die Dinge. Ähnlich, aber nicht von gleicher künstlerischer Kraft sind die Bilder von Marie de Bièvre (Brüssel).

Die Landschaften der Holländerinnen haben ein ähnliches Aussehen wie die ihrer männlichen Landsleute. Sie haben dieselbe typische braune Farbengebung. Auf dem Bilde der Sientje Mesday van Houten sinkt eben der Sonnenball unter den Horizont. In tiefem, braunem Schatten liegt bereits die weite Heide; nur um die hohen braunen Hüften vorn spielt noch das letzte Sonnengold, und die Wölken am Himmel flammen gelbroth auf. Eine feierlich stille Natur. — Aus einer großen blauen Truhe, einem gelblichen Kissen und einem schweren Vorhang in Grauroth bant dieselbe Malerin auf einem anderen Bilde ein prachtvolles Stillleben in dem trüben, aber tiefen holländischen Farben.

Vor einer wundervollen Zionschönheit sind die Landschaften der

Marie Bilders van Bosse. Herbslich gelbrothe Buchen mit silbern- und grünschillernden Stämmen. Auf dem dunkleren Grün des Waldbodens liegt schon viel weisses Laub.

Eine Dänin, Bertha Wegmann, hat ein schönes Bild fitten Mutterglücks gesandt, eine Frau, die mit ihren beiden Kindern in heller Sonne sith.

Von den deutschen Malerinnen ziehen besonders Dora Hitz, Julie Wolf-Thorn, Sabine Lepsius, Ernestine Schulke-Naumburg und die Radiererinnen Cornelia Paczka-Wagner die Aufmerksamkeit auf sich. Gerade von ihnen gilt die Bemerkung, daß auch die Malerinnen heute ihre Bilder in ganz zarten Farben malen. So sind die aus früheren Ausstellungen bereits bekannten Porträts von Sabine Lepsius und das Kinderbildniß von Dora Hitz in blassen Tönen gehalten. Etwas frischer im Tone und kräftig gemalt ist das Bildniß eines Mädchens von E. Schulke-Naumburg. Julie Wolf-Thorn ist durch ein Damen-Bildniß der letzten Berliner Ausstellung sehr bekannt geworden. Sie malt in der Regel mit Pastellfarben und hat sich eine große Meisterschaft in dieser Technik erworben. Diese weichen, trockenen Farben gestalten es, eine Fülle von einzelnen Farben ineinander zu verreiben und mit äußerst feinen Zwischentönen zu arbeiten. Auf einem kleinen Bilde steht der Kopf „Eva's“ dicht vor dem Betrachter gegen den Spiegel eines kleinen Sees, in dem das Bild der Bäume am Ufer und des gelben Abendhimmels in verschwimmenden Farben auftaucht. Von dem Bildchen in den gelblichen und grünen Tönen geht ein geheimnißvoller Zauber aus.

Cornelia Paczka-Wagner hat eine Sammlung von Aluminographien und Radirungen ausgestellt. Das neue Verfahren, das die Lithographie ersetzen soll, wirkt nach diesen Versuchen nicht so kräftig als diese, weil die Schattengebung weniger grobkörnig wird, ist aber sehr gut geeignet, die Wirkung des Weichen, Runden hervorzubringen. Für Frau Paczka mußte dieses Verfahren sehr willkommen sein, da sie auch in ihren Radirungen vor allem diese Wirkungen erstrebt. Die Künstlerin arbeitet seit längerem an einem Zyklus, der das Leben des Weibes zum Gegenstand hat. Unter den ausgestellten Drucken ist eine Reihe interessanter Charakterköpfe und weiblicher Aste; unter den letzteren fällt der schlanke, hagere Körper einer Psyche, die die Arme erhebt, und der volle, reife Körper einer „Eva“, die sinnend den Apfel betrachtet, besonders auf. Indessen machen diese Werke wie auch die anderen einen etwas unlebendigen, starren Eindruck. Das Fleisch ist nicht weich. Es ist oft, als habe die Künstlerin nach einer Statue und nicht nach einem lebenden Menschen gearbeitet.

Oskar Rühl.

Kleines Feuilleton.

10. Die Pflanzenwelt der Homerischen Gesänge. Nachdem der Genuß an der Homerischen Dichtkunst auch in Deutschland längst zum Volkseigenthum geworden ist, wird es gewiß für viele einen Reiz haben, auch die Pflanzenwelt derjenigen Gegenden, in welche Homer die Kämpfe und Leiden seiner Helden verlegt, kennen zu lernen. Diesem Zwecke dient eine interessante kleine Broschüre, die von Fehner kürzlich veröffentlicht wurde: „Ueber die Homerische Flora“. Fehner geht von der Voraussetzung aus, daß die Westküste Kleinasiens den meisten Anspruch darauf hat, aus dem bekannten Welttheile um die Geburtsstelle des Homer als Sieger hervorzugehen. Infolge dessen wird die Pflanzenwelt dieser kleinasiatischen Küste nach ihrem heutigen Zustande studirt und ihre Zusammensetzung mit den in den homerischen Liedern erwähnten Pflanzen verglichen. Man kann annehmen, daß die Pflanzenwelt der Inseln im Griechischen Meere eine gleiche gewesen ist, wie die der kleinasiatischen Küsten, ja zwischen Kleinasiens und der Ostküste von Griechenland sicher ein steter und reger Pflanzenaustausch stattfand. Zunächst der Küste Kleinasiens zieht sich ein Streifen immergrünen Landes dahin. Dort wächst der wilde und veredelte Delbaum, ferner der Lorbeerbaum, der Rationalbaum der Griechen und das Heiligthum des Apollo, ferner immergrüne Eichen, die dunkeren Cypressen, verschiedene Nadelhölzer, die Tamariske, Ranna-Esche etc. An den Ufern sehen besonders Aunen, Erlen, Weiden und Pappeln, wie bei uns zu Lande auch. In lichten Wäldern und Hainen wuchs ein üppiges Strauchwerk als Unterholz, darunter besonders Oleander und Myrthen. Man darf aber nicht die heutige Vegetation dieses Landes vollständig auf die damalige Zeit übertragen, denn im homerischen Zeitalter gabelten dort manche Pflanzen noch nicht, die jetzt eingeführt sind, u. a. Orangen und Zitronen, Kaktusarten, Agaven, der Johannisbrodbaum, der weiße Maulbeerbaum, Zwergpalmen und Dattelpalmen, die veredelten Rosen u. s. w. Auf den Bergen standen Wälder aus Kastanien, Eichen, Buchen, Korneläpfeln und Nadelhölzern. In den Sümpfen wuchs besonders das Pfeilkraut (Arundo donax), daneben das Schilf, Binsen und Seggen-Gras. Die Wiesen enthielten als Gräser nach der Erwähnung Homer's nur das Agrostis und Poie, daneben aber zahlreiche Blumen wie den Asphodelos (der sich auch auf der glücklichen Wiese in der Unterwelt findet), Narzissen, Hyazinthen, Safran, Lotus, Sellerie etc. Der zweite Theil der genannten Broschüre berichtet über die Pflanzenwelt des bekannten Landes: Getreide, Wein, Obst, endlich noch über die damals werthvollen Kräuter.

Theater.

— Die „Freie Volksbühne“ — nicht die „Neue Freie Volksbühne“, wird am Sonntag im Friedrich-Wilhelmstädtischen

Theater „Die lustigen Weiber von Windsor“ zur Ausführung bringen. —

— Im Schauspielhause kommt Anfang März das dreitägige Lustspiel: „Der Vielgeprüfte“ von Wilhelm Meyer-Förster zur Ausführung. —

Kunstgewerbe.

— Das Aluminium in der Lithographie. Aus Wien berichtet das dortige „Fremdenblatt“ vom 29. Januar: In der Plenarversammlung des Niederösterreichischen Gewerbevereins hielt Regierungsrath Georg Freix, Vize-Direktor der Hof- und Staatsdruckerei, einen Vortrag über die Verwendung von Aluminium-Platten statt der Steine für künstlerische Lithographie. Der Vortragende gab zunächst einige statistische Daten über die rapid steigende Aluminiumfabrikation im verfloffenen Dezzennium, den beispieelloß großen Preisrückgang dieses Metalles, und erläuterte sodann in eingehender Weise die Verwendung desselben bei der lithographischen und Lichtdruck-Technik. Ein Ersatzmittel für den schweren, theuren und unhandlichen Lithographie-Stein zu finden, beschäftigte die Fachkreise seit Bestehen der Lithographie, aber keines mit Ausnahme der Zinkplatten konnte es über das Versuchsstadium hinausbringen. Das Verdienst, das Aluminium den graphischen Künsten dienlich gemacht und damit ein vollkommen verwendbares Ersatzmittel für den Stein gefunden zu haben, gebührt dem Druckermeister Josef Scholz in Mainz, der damit nach vieljähriger Arbeit zu außergewöhnlich guten Resultaten gelangt ist. Die Vortheile des Aluminiums gegenüber dem bis jetzt in Gebrauch befindlichen Stein bestehen in dem bedeutend billigeren Preis, in dem leichten Gewicht, der Raumersparniß bei Aufbewahrung der Platten und in der sehr einfachen Behandlungsweise seitens des Zeichners und Druckers. In Deutschland, Frankreich, England, Amerika ist das Aluminium bereits in vielen großen Anstalten mit bestem Erfolge eingeführt. —

Geographisches.

— Ueber den Bergschatten und seine graphische Ermittlung hielt Dr. Peucker am Jänner-Geographentage einen sehr interessanten Vortrag, der jetzt sammt den geographischen Beilagen in den Verhandlungen des 12. deutschen Geographentags in Druck vorliegt. Der „Globus“ theilt daraus folgendes mit: Der außerordentlich hohe Einfluß, welchen Sonne und Schatten auf die Eis- und Schneeverhältnisse eines Gebirges, auf die Lage und Form der Siedelungen, den Anbau von Kulturgewächsen, ja überhaupt auf das ganze Pflanzen- und Thierleben in den Bergen haben können, ist bekannt genug, und hat nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch beim Volke stets Beachtung gefunden. Aber es fehlt bisher an einer Methode, nach welcher man Zahlenwerthe für den Bergschatten (im weiteren Sinne) ermitteln konnte. Indem nun Peucker von der Erkenntniß ausging, daß die jährliche Dauer der Bergbeschattung für einen Ort eine Funktion der perspektivischen Projektion des Bergprofils auf die spherische Fläche der Jahres-Sonnenbahn an der Himmelshugel bildet, ist es ihm gelungen, die gesuchten Bergschattenwerthe für Jahr und Jahresabschnitte auf Stunden und Minuten zu ermitteln und graphisch darzustellen. Aus den zahlreichen Beispielen, welche der Verfasser aufführt, wählen wir einige besonders prägnante Fälle. In Schwarzburg, Thüringen, werden durch den Bergschatten von der mittleren Tagesdauer im Jahresmittel 1 1/4 Stunden entzogen, in Brotterode südlich vom Jnselberg, nur 1 Stunde, in Gastein 4 Stunden, in Meran 2 1/4 Stunden, in Hallstatt 4 1/4 Stunden. Während aber in Gastein die Tagesverkürzung des Sonnenscheins am geringsten im Sommer (3 Uhr nachm.), am stärksten im Winter (4 1/2 Uhr nachm.) ist, ist der Verlust an Sonnenstrahlung in Meran in allen Jahreszeiten gleich groß, und die mittlere Morgenverpätung der Sonne gerade im Winter am geringsten (weniger als halb so groß wie in Gastein). In Hallstatt aber entzieht der Bergschatten in den Sommermonaten dem Ort 6 Stunden Sonnenschein, und die Sonne verschwindet bereits um 2 1/4 Uhr nachmittags hinter den Bergen. Extrem hohe Verluste an direkter Sonnenstrahlung zeichnen besonders die nach Norden anliegenden Thale aus, namentlich im Winter; so dringt auf den Boden der großen Schneegrube im Riesengebirge, die nur so viel direkte astronomische Sonnenstrahlung erhält, wie ein horizontfrei gelegener Punkt unter 87 Grad nördl. Br., von Mitte Oktober bis in den März hinein durch volle 4 1/2 Monate hindurch kein Strahl der Sonne. Da ist es dann nicht zu verwundern, wenn sich während des Winters der Schnee bis wenige Meter unterhalb des 190 Meter hohen Randes dieses eiszeitlichen Gletscherbettes ansammeln kann. —

Aus der Urzeit.

— Fossile fliegende Hunde in Europa. Wie Claude Gaillard unlängst der Pariser Akademie mittheilte, haben die von dem Honner Museum veranstalteten Ausgrabungen in den tertiären Thonlagern von Grive-Saint-Alban (Sfère) jüngst zu einem seltenen Funde geführt, dem Oberarmbein einer miocänen fischfressenden Fledermaus von der Größe eines egyptischen Nachthundes. Es ist, so viel bekannt, das erste Beispiel eines fossilen Ueberrestes dieser Thiere, durch welches nun der Beweis erbracht wird, daß ihr Stammbaum bis ins Miocän hinaufreicht. Der miocäne Flughund hatte noch nicht die Größe der gegenwärtig lebenden, auf die östliche Halbkugel beschränkten größeren Flughunde erreicht, und das Oberarmbein, obwohl es demjenigen der Nachthunde von Egypten und Madagaskar nahekommt, war noch nicht so verschieden von dem-

jenigen der damals lebenden, insektenfressenden Flugläufer (Fledermäuse), als dies bei den lebenden Arten der Fall ist. Die Trennung der beiden Abtheilungen scheint damals erst im Beginne gestanden zu haben. —

Aus dem Thierreiche.

— Die San José-Schildlaus. In Hamburg hat man auf amerikanischem Obst San José-Schildläuse gefunden, und darauf hin ist die Einfuhr frischen Obstes aus Amerika verboten worden. Die genannte Schildlaus (*Aspidiotus perniciosus*) soll ein Pflanzenschädling nicht minder verheerender Art wie der Koloradofäher und die Reblaus sein. Er sucht namentlich die Obstbäume heim, verschont aber auch andere Bäume und Sträucher nicht. So fand man die San José-Schildlaus auf Linden, Spindelbaum, Spiräen, Weißdorn, Cotoneaster, Afazien, Ulmen, einzelnen Weidenarten und anderen mehr. Das Thier vermehrt sich in Amerika mit ungeheurer Schnelligkeit und richtet die von ihm befallenen Gewächse in kurzer Zeit zu Grunde. Die eigentliche Heimath des Schmarozers ist nicht bekannt. Zuerst wurde sie nach Chile eingeschleppt, von wo sie sich die Westküste entlang nordwärts ausbreitete. In den achtziger Jahren trat sie in Kalifornien auf und verwickelte dort die Obstplantagen. Namentlich machte sie sich an Birnbäumen, Pfirsichen und Pflaumen bemerkbar, und da sie sich zunächst in der Umgegend der Stadt San José verbreitete, so erhielt sie davon ihren Namen. Später kamen Nachrichten über ihr vereinzelt Vorkommen in den Distrikten, bis schließlich unzweifelhaft wurde, daß auch die vierzehn Staaten östlich der Rocky Mountains völlig versenkt sind. —

Astronomisches.

t. Die Himmelsbeobachtungen mit dem größten Fernrohr der Welt haben nach einem Berichte des Leiters der Yerkes-Sternwarte S. C. Hale, ausgezeichnete und für die Wissenschaft höchst bedeutende Ergebnisse gehabt. Um die auflösende Kraft der Hieslinse zu prüfen, wurde das Fernrohr auf Doppelsterne gerichtet, die sehr nahe an einander stehen. Die Sterne eines Doppelsternes im Bilde des Pegasus, welche nur $\frac{1}{10}$ Bogensekunde von einander entfernt sind, waren bei einer 2080fachen Vergrößerung zwar nicht einzeln zu sehen, bildeten aber eine deutlich längliche Scheibe. Nun wurde die Vergrößerung auf das 3750fache eingestellt, die stärkste Vergrößerung, welche überhaupt je von einem Fernrohre erzielt worden ist; hierbei konnten die Doppelsterne, deren Körper ganz nahe zusammenstehen, scharf getrennt und ihr Abstand mit Beilichkeit gemessen werden. Der bekannte Astronom Barnard, früher an der Lick-Sternwarte in Kalifornien, hat mit dem Vierzigfüßer der Yerkes-Sternwarte auch bereits mehrere neue Doppelsterne von sehr geringem Abstände entdeckt. Die Auffindung eines selbst durch das große Fernrohr der Lick-Sternwarte nicht gesehenen Begleiters der Vega wurde bereits gemeldet und kann als ein Beweis vorzüglicher Sichtstärke des neuen Fernrohres dienen. Auch Nebelstöße sind besser sichtbar als am Lick-Fernrohre. Barnard erhielt bald einen Beweis davon, indem er auf der Sternwarte von Chicago ohne eigentliche Absicht etwa 20 neue Nebel am Himmel entdeckte. Auch der berühmte „veränderliche Nebel“ im Sternbilde des Stiers, der neulich von der Lick-Sternwarte aus nicht gefunden werden konnte, war gut sichtbar. Hale prüfte das Fernrohr auf seine Leistungsfähigkeit zur photographischen Aufnahme von Sternspektren und fand diese so deutlich, daß eine kürzere Dauer der photographischen Aufnahmen ermdöglich ist. Der seine Meßapparat des Fernrohres scheint ebenfalls vorzüglich ausgefallen zu sein, da einige, an verschiedenen Abenden hinter einander vorgenommene Messungen Ergebnisse von guter Uebereinstimmung lieferten, was auch zugleich ein Beweis für die sichere Aufstellung des großen Instruments ist. Besonders genau fielen die Messungen des Neptunmonds und eines planetarischen Nebels aus. Ganz besondere Aufklärungen verspricht das Hiesfernrohr mit bezug auf die Sonnenbeobachtung zu geben. Man konnte die Chromosphäre und die Protuberanzen der Sonne noch bei 600facher Vergrößerung beobachten, die sonst dafür als unanwendbar gilt. In der Chromosphäre wurden verschiedene helle Linien entdeckt, die bisher unbekannt waren. Das Spektrum der Chromosphäre wird durch diese zahlreichen neuen Funde ein ganz anderes Bild für die Wissenschaft gewinnen. —

Technisches.

— Die erste Lokomotiv-Eisenbahn in Oesterreich. Vor 60 Jahren, im Januar 1825, erfolgte die feierliche Eröffnung der ersten österreichischen Lokomotiv-Eisenbahn, nämlich der Strecke der Kaiser Ferdinands-Nordbahn von Wien nach Wagram. Im Frühjahr 1837 hatten die ersten Arbeiten auf der Strecke von Wien nach Lunenburg begonnen, und am 23. November desselben Jahres konnte bereits die Probefahrt bis Wagram stattfinden. Doch nahm die Bahn nicht in Wien, sondern in Florisdorf ihren Anfang, weil die hölzerne Donaubrücke nicht so rasch fertiggestellt werden konnte. So konnte erst am 6. Januar 1838 die eigentliche Eröffnung der Nordbahnlinie Wien—Wagram erfolgen. Schon einige Tage vorher wurden dem Publikum die näheren Bestimmungen durch Plakate bekannt gegeben. Es solle an Wochentagen zweimal, an Sonn- und Feiertagen dreimal gefahren werden und man behielt sich vor, wenn Witterungsverhältnisse oder sonstige

Hindernisse eintreten sollten, dies rechtzeitig bekanntzugeben. Das Publikum wurde ersucht, sich eine Viertelstunde vor Abgang der „Kolonne“ auf dem Bahnhofe einzufinden. Zur Befestigung der Billets, welche für eine Tourfahrt in der I. Klasse 50 fr., in der II. Klasse 30 fr., in der III. Klasse 15 fr. C.M. kosteten, wurde ein eigenes Lokal in der Stadt eröffnet. Auch hatte die Direktion zur größeren Bequemlichkeit des Publikums die Veranstaltung getroffen, daß durch einen Fialerverein eigene, „recht elegante“ Gesellschaften gestellt wurden, welche die Fahrenden bis an den Bahnhof führten. Auf den Billets war die Nummer des Wagens und des Places darin angegeben, sodas jedemann sich gleich zurechtfinden konnte.“ Am 6. Januar 1838, pünktlich um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr setzte sich der Zug, welcher aus zehn Personenwagen und zwei Lokomotiven (an der Spitze die Lokomotive „Moravia“, am Schlusse die Lokomotive „Perfules“) bestand, in Bewegung. Man legte bei dieser ersten Fahrt die Strecke von Wien bis zum Stationsplatze in Deutsch-Wagram, beinahe dritthalb deutsche Meilen, in 40 Minuten zurück. Der zweite Zug desselben Tages brauchte für die Rückfahrt nach Wien sogar nur 34 Minuten. Die Wagen I. und II. Klasse enthielten drei Abtheilungen je zu sechs Personen. Der Bau derselben und ihre Einrichtung ließ nach damaligen Anschauungen nichts zu wünschen übrig. Wauerle's „Theaterzeitung“ schrieb hierüber: „Eleganz und Bequemlichkeit ist auf die ansprechendste Art in diesen Wagen vereinigt. Jeder der wohlgepolsterten Sitze ist mit Kissen und Ohren versehen. Die Wagen III. Klasse sind ganz offen und mit Sitzbänken versehen, übrigens von ebenso solider und eleganter Bauart, wie die übrigen. Die Bewegung selbst ist für die Fahrenden von angenehmer Art. In den bequemen Sitzen ruhend, ohne die geringste Erschütterung, so daß man während der Fahrt bequem lesen kann, gewahrt man die außerordentliche Schnelligkeit nur an dem magischen Vorübergleiten der an der Bahn stehenden Zuschauer, welche wie in einer Laterna magica erscheinen und verschwinden.“ —

Humoristisches.

— Im Wirthshaus. Kellner, was ist das? Ich habe doch ein Kalbskotelett bestellt, und Sie haben mir ein Rinderkotelett gebracht! — „Was wollen Sie? In der Küche geht es so langsam zu, daß das Kotelett Zeit gehabt hat, alt zu werden! —
— Moderne Musik. Mann: Himmel Donnerwetter, Frau! Das halte ich nicht länger aus mit Deiner Tochter da und ihrer modernen Musik im Nebenzimmer!
— Frau: Aber lieber Freund, Du irrst, das ist ja Pauline, die die Lasten reinigt. —
— Unter Eheleuten. Frau Scharf (beim Lesen eines „Magazin“-Artikels): „Hier wird sehr interessant auseinandergesetzt, daß Wittwen die allerbesten Frauen geben.“
Herr Scharf: Aber, Herzchen, Du kannst doch nicht verlangen, daß ich mich hinlege und sterbe — bloß aus dem Grunde, daß Du eine gute Frau wirst?!“ — („Jugend.“)

Vermischtes vom Tage.

y. Im vergangenen Jahre sind 1249 Schiffe verloren gegangen, und zwar 950 Segelschiffe mit 861 041 Registertons und 299 Dampfschiffe mit 253 703 Registertons. Unter den Segelschiffen befanden sich 48 deutsche mit 22 377 Registertons und unter den Dampfschiffen 18 deutsche mit 14 724 Registertons. —
y. In Heddingen bei Glastfurt wurden drei Kinder eines Bergmanns von einem einstürzenden Hausgiebel erschlagen. —
— Ueber Köln und Umgebung ging am Mittwoch Nachmittag ein heftiges Gewitter nieder. —
— In Graz hat sich der Staatsanwalt Müller erschossen. Soll geistesgestört gewesen sein. —
— In Neapel haben am Mittwoch die Studenten die Fenster der Universität eingeworfen und in den Hörsälen Katheder und Bänke zerstört. Die Professoren wurden gewaltsam gehindert, Vorlesungen zu halten. —
— London, 3. Februar. Während des Sturmes, der gestern früh herrschte, fuhr ein Windstoß in die Laterne des Leuchthurms zu Crosby nahe bei Liverpool. Das Holzwerk fing Feuer, und der Leuchthurm brannte nieder. Der Aufseher des Thurmes sowie seine Frau und eine zu Besuch anwesende Frau sind in den Flammen umgekommen. —
— In Denver (Colorado, Nordamerika) sollte am 26. Januar eine unentgeltliche Volkspeisung stattfinden. Es kamen aber zehnmal mehr Personen, als man erwartet hatte. In dem Kampfe um die Vorräthe wurden 3 Polizisten, ferner 11 männliche und 5 weibliche „Festheilnehmer“ theils getödtet, theils lebensgefährlich verwundet; die Zahl der Leichtverwundeten beläuft sich auf mehrere Hundert. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 6. Februar.